

Vermessung der Abweichungen

Sebastian Gräfe
Peer Pasternack
Leipzig/Wittenberg

Die nachfolgenden Beiträge gehen auf zwei Seminare zurück, die im Mai 1998 und im November 2000 im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung in Leipzig bzw. Berlin durchgeführt worden waren. TeilnehmerInnen und damit Adressaten der Vorträge, deren schriftliche Fassungen hier in Auswahl vorgelegt werden, waren (ost- und westdeutsche) StipendiatInnen in der Studien- und Promotionsförderung. Inhaltlich ging es um den Stand der deutsch-deutschen (Des-)Integration und diesbezügliche Ursachen. Vorbereitung und Ablauf der Seminare erbrachten einige mitteilenswerte Erfahrungen.

Am Beginn hatte die Überlegung gestanden, dass die Folgen der deutschen Neuvereinigung sich nur verstehen ließen, wenn die zu Grunde liegende Geschichte bekannt ist. Daran schloss sich die genauere Betrachtung der Einigungsfolgen an – und das Ergebnis, dass diese in Westdeutschland ausgesprochen marginal sind. Sie bestehen im wesentlichen darin, dass einige rezessive Trends der Wirtschaftsentwicklung vom Anfang der 90er Jahre in die zweite Hälfte der 90er Jahre verschoben werden konnten. Alle bedeutsameren, im Ost-West-Zusammenhang ursprünglich mal prognostizierten Einigungsfolgen – etwa: Gesamtdeutschland werde protestantischer und entwickle stärkere Neigungen hin zur Basisdemokratie oder zu sozialer Gerechtigkeit – sind so nicht eingetreten. Selbst die Veränderung des Parteiensystems hat die westdeutsche Gesellschaft lediglich als kurzzeitige Irritation erlebt, deren Ursache mit den üblichen Absorptionsmechanismen verarbeitet wurde bzw. noch wird. Die eigentlichen Dramatiken hingegen spiel(t)en sich im Osten ab.

Daraus ergab sich der naheliegende Gedanke, dass Einigungsfolgen nicht allein durch die Geschichte bestimmt sein dürften, sondern wesentlich auch durch den Ablauf des Transformationsprozesses. Hier müsste

nun zugleich versucht werden, so die seinerzeitige seminar-dramaturgische Überlegung, von den reinen Ost-Aspekten wegzukommen hin zum Verhältnis von Ost- und Westdeutschen – wenn man davon ausgeht, dass soziale Integration wesentlich über das Sich-in-Beziehung-Setzen von Menschen realisiert wird. Bei der seminaristischen Umsetzung dieser Überlegung ergab sich eine Schwierigkeit: Zum Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschen lässt sich nur sehr beschränkt etwas sagen, da dieses Verhältnis weithin nicht existiert, und dort, wo es existiert, ist es häufig kein Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschen, sondern eines zwischen Harry und Ramona, beispielsweise. Dort aber, wo dieses Ost-West-Verhältnis tatsächlich in dramatischer Form existiert, etwa in Universitätsinstituten, wo die C4-Stellen vorzugsweise west- und die C3-Stellen ost-besetzt sind (oder allgemeiner formuliert: sobald es um die westliche Elitendominanz im Osten überhaupt geht) – dort lässt sich nur äußerst schwierig eine ReferentIn finden, der oder die darüber etwas erzählen wollte.

Seminaristisch war im weiteren von Interesse, dass ein bemerkenswerter Unterschied zwischen unseren Veranstaltungen im Jahre 1998 und 2000 deutlich wurde, dessen weitere Prüfung sich anböte: Seminarthemen, die sich mit der deutschen Vereinigung und deren Folgen befassen, müssen, je länger das Ereignis zurückliegt bzw. andauert, desto stärker allgemeine Aspekte politischer Bildung in den Mittelpunkt rücken und von eher speziellen Erörterungen Abstand nehmen. Für letztere fehlen inzwischen wesentliche Grundkenntnisse, um angemessene Einordnungen vornehmen (und entsprechende Diskussion führen) zu können. Diese Grundkenntnisse werden offenbar durch die Medienberichterstattung nicht mehr hinreichend vermittelt – vermutlich, da der News-Wert des Einigungsprozesses mittlerweile gegen Null geht. Ebenso muss heute stärker als vor drei Jahren noch damit gerechnet werden, dass bei einzelnen geschichtspolitisch bedeutsamen Themen Schwierigkeiten bestehen, sich von emotional aufgeladenen öffentlichen Kampfdiskursen zu lösen und die analytische Perspektive zu bewahren, die ein Seminar eigentlich produzieren sollte.

Ob angesichts solcher und vergleichbarer Erfahrungen das in der öffentlichen Debatte erörterungsreiche Ringen um eine *innere Einheit* die adäquate Reaktion auf Ost-West-Diskrepanzen ist, soll hier bezweifelt werden. Vermutlich meint, wer davon redet, eine mehr oder minder deutliche Kompatibilität und Konsistenz der individuellen wie kollektiven

Werthaltungen, Habitusformen, Gemeinschaftlichkeitsempfindungen und dergleichen. Doch liegt, wo von innerer Einheit gesprochen wird, der Verdacht nahe, dass das Vermögen unausgeprägt ist, mit Differenz umzugehen. Darum jedoch ginge es: Souveränität im Umgang mit den hier in Rede stehenden Differenzen zu erlangen. Dem würde es vermutlich entgegenkommen, das Ziel der staatsbürgerlichen Integration von West- und Ostdeutschen nicht mit dem flankierenden Streben nach kultureller Integration zu überfrachten. Es muss keineswegs anstrebenswert sein, dass sich Ost- und Westdeutsche kulturell demnächst nicht stärker voneinander unterscheiden, als Westdeutsche untereinander sich unterscheiden. Bedeutend mehr ließe sich u.U. einem Prozess der Interkulturation abgewinnen: Wanderer zwischen Ost und West wie West und Ost – und das sind irgendwann und irgendwie alle – behalten zugleich einen Teil ihres soziokulturellen Erbes, gewinnen einen Teil an Neuem hinzu und entwickeln einen Bereich an gemischter Kultur.¹

Voraussetzungen dessen beleuchten die nachfolgenden Beiträge. Die symbolisch am stärksten aufgeladenen Ost-West-Debatten hatte es in den letzten Jahren im Kulturbereich gegeben: frühere „Staatsdichter“ und „Auftragskünstler“ produzierten eine Einhelligkeit der bundesdeutschen Abwehrfront, wie man sie zuvor nur von DDR-Parteijournalisten und Auftragschreibern gekannt hatte. Bernd Lindner nimmt die wohl am längsten anhaltende – und jüngst wieder mit neuem Stoff versehene – dieser Debatten in Augenschein: die zur in der DDR entstandenen Kunst. Einen im Vergleich dazu eher unspektakulären, für die Beteiligten und das Publikum in der ostdeutschen Provinz aber um so wichtigeren Vorgang schildert Grit Lemke: das gegen alle Wahrscheinlichkeiten erfolgte Überleben des Leipziger Dokumentarfilmfestivals.

Derart eingestimmt und mit der Kenntnis eines Milieus bereits näher vertraut, können wir uns sodann mit Strukturwandel und Wandel sozialer Milieus in Ostdeutschland befassen: Michael Hofmann liefert den entsprechenden Text. Bevor wir ins Hochschulmilieu eintauchen, macht uns Peter Förster mit den Ergebnissen einer Längsschnittuntersuchung vertraut, die eine Altersgruppe – 1989 sechzehnjährig Gewesene – über mehr

¹ Vgl. Günter Endruweit: Integration oder Interkulturation? Soziologische Hypothesen zum Identitätsproblem türkischer Arbeitnehmer und ihrer Familien in Deutschland, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 3/1981, S. 261-267.

als zehn Jahre und damit deren individuelle sowie kollektive Bewältigung eines Systemwechsels verfolgt hat.

Drei Beiträge werfen dann Schlaglichter in die Hochschulen: Leo Ensel hatte Anfang der 90er Jahre ost- und westdeutsche Studierende zusammengebracht und das Experiment anschließend ausgewertet. Ulrich Heublein beobachtet seit 20 Jahren die ostdeutschen Studierenden und weiß Genaueres über die Ost-West- und die West-Ost-Wanderungen im studentischen Bereich. Peer Pasternack beobachtet seit zehn Jahren die ostdeutschen Hochschulen und sortiert die Bedingungen, Erfahrungen und Wirkungen ihrer Verwestlichung.

Mit dem abschließenden Beitrag von Thomas Ahbe „Ostalgie und die Lücke in der gesellschaftlichen Produktion von Erinnerungen“ wird die Behandlung des Themas an ihren Anfang rückgekoppelt: Infragestellung und Selbstbehauptung produzieren kollektive Sinnüter, z.B. die sog. Ostalgie, welche zu erklären sich empfiehlt, bevor sie weitergehend bewertet werden.